Należytość pocztową opłacono ryczałtem.
Die Postgebühr ist bar bezahlt.

Erscheint wöchentlich

Ost-Deutsches Volksblatt

Bezugspreis: Jährlich: Polen 12 zł Deutschland 10 Gmk, Amerika 2½ Dollar, Tschechoslowakei 80 K, Oesterreich 12 S. — Vierteljährlich 3,00 zł. — Monatlich: 1,20 zł.
Einzelfolge: 30 Groschen

Vierzehntägig die Beilage: „Der deutsche Landwirt in Kleinpolen."
Enthält die amtlichen Mitteilungen des Verbandes deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Kleinpolen z. s. z o. o. we Lwowie.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.
Schriftleitung u. Verwaltung: Lwów, (Lemberg), Zielona 11. Tel. 106-38

Anzeigenpreise:
Gewöhnl. Anzeigen jede mm Zeile, Spaltenbreite 36 mm 15 gr im Textteil 90 mm breit 60 gr. Erste Seite 1000 gr. Kl. Anz. je Wort 10 gr. Kauf, Verk., Familienanz. 12 gr. Arbeitssuch. 5 gr. Auslandsanzeige 50% teurer, bei Wiederhol. Rabatt.

Folge 32 — Lemberg, am 7. August (Ernting) 1932 — 11. (25) Jahr

Volksdeutsches Bekenntnis

In der „Volksdeutschen Weihestunde" auf dem großen Deutschen Sängerfest in Frankfurt a. M. sprach am 22. Juli Landrat a. D. Eugen **Naumann** als Vertreter der deutschen Volksgruppen in Europa.

Als Bekenner stehen auch wir hier, die wir ins Reich gekommen sind aus dem weiten europäischen Raum.

Gekommen sind wir, um Seite an Seite mit unseren staatlich geeinten Brüdern aus dem Reich und aus Oesterreich und mit denen von Uebersee im Zeichen des deutschen Liedes Zeugnis abzulegen für die Einheit unseres Volkes.

Dankbar haben wir es begrüßt, — das dürfen wir Herrn Rektor Brauner in Beantwortung seiner herzlichen Willkommensworte sagen — daß uns der Vorstand des Deutschen Sängerbundes mit gutem Bedacht hierher nach Frankfurt gerufen hat, in die alte Krönungsstadt, die durch die Jahrhunderte immer wieder im Brennpunkte deutschen Geschehens gestanden hat, und die deswegen wie kaum eine zweite berufen ist, uns in den Bannkreis gesamtdeutschen Denkens zu ziehen; die Stadt, in der der Deutsche geboren wurde, dem wir, als sich vor wenigen Monaten sein Todestag zum hundertsten Male jährte, überall auf der Erde, wo Deutsche wohnen, aus dankbaren Herzen gehuldigt haben.

Bei den ungezählten Gedächtnisfeiern ist die Bedeutung Goethes für unser Volk vielfältig umrissen worden. Mir will scheinen, der Sinn seiner einzigartigen Persönlichkeit für das Werden unseres Volkes ist darin umschlossen, daß Goethe hineingeboren in deutsche Ohnmacht und deutsche Zerrissenheit — der Mit- und Nachwelt das Wissen um den Wert des deutschen Menschen geschenkt hat.

Erst aus dem Wissen jedes Einzelnen um solchen Eigenwert wächst im langsamen Werden und Reifen aus der zusammenhanglosen Masse der Deutschen die Gemeinschaft empor; eine Gemeinschaft, der es sinnvoll ist, den als Gemeingut erkannten Besitz in geeinter Kraft zu erhalten und zu mehren. Erst das gemeinsame Erfassen der unvergänglichen Züge unseres Wesens und unserer geistigen Anlagen in all ihrem Reichtum und ihrer Fülle, so wie sie uns in Goethes Lichtgestalt zum Leuchtfeuer wurden, befähigt uns, wo immer wir vom Schicksal hingestellt sind, im Dienste für unser Volk höchsten Lebensinhalt zu suchen. Geeinter Krafteinsatz aber hebt unser Volk erst zu höchsten Höhen. Solchen Weg und solches Ziel weisend, hatte Goethe dem Geschlecht seiner Zeit zugerufen:

„Zusammen haltet Euren Wert
Und Euch ist niemand gleich."

Kein treffenderes Wort, unter das wir diese dem deutschen Volk geweihte Stunde hätten stellen können. Denn an uns, die Nachgeborenen, richtet sich die Goethesche Mahnung in ungeminderter Dringlichkeit. Es ist ja auch heute noch nicht so weit, daß sich alle Deutschen trotz Fronterlebnis und gemeinsamer Not über Länder und Meere hinweg als eine wertverbundene Einheit fühlten, gekittet und getragen von steter Dienst- und Einordnungsbereitschaft.

Hans Grimm, der sich, fest in der Heimaterde verwurzelt, sein Bild vom deutschen Volke draußen in der Ferne geformt hat, hat uns das aufrüttelnde Wort gesagt, das Erkenntnis und Losung zugleich ist: „Daß wir ein Volk mit Bewußtsein und Plan noch werden, darauf kommt es an."

Die Mehrheit unserer Volksgenossen steht vielleicht erst im Anfange der dämmernden Erkenntnis, was es für uns bedeutet, allen Grenzen zum Trotz ein Volk zu sein: Volk als eine Einheit, die mehr ist und mehr sein will, als der bloße Sammelname einer bestimmten Gattung des vielgestaltigen Menschengeschlechts. Dort, wo solche Erkenntnis reift, daß wir uns planvoll zu einer Einheit noch zusammenfinden müssen, und daß die Kraft zum Einswerden allein aus unserer Deutschheit strömt, beginnt ein neuer Abschnitt im Leben unseres Volkes. Da überschreitet, deucht mir, unser Volk die Schwelle seiner Kindheit; denn es tritt mit der gewonnenen Erkenntnis und dem gleichzeitig erwachenden Verantwortungsgefühl in seinen breitesten Schichten heraus aus dem Kindheitsparadies des unbewußten Lebens. In dem Augenblick, in dem sich jeder von uns, ob Binnen- oder Auslands- oder Ueberseedeutscher, in all seinem Tun für das Schicksal des Gesamtvolkes mit verantwortlich fühlt, da ersteht in Wahrheit erst die Bewußtwerdung des Volksganzen, wird erst unser Volk zu der geschlossenen Einheit, die sich aus Gesamtwollen und Gesamtverantwortung den Weg in die Zukunft bahnt. Nicht mehr gestoßen und getreten taumeln wir in Gruppen und Grüppchen dahin, sondern wir schreiten in geschlossenen Reihen, frei, erhobenen Hauptes, den Blick auf höchste Ziele gerichtet. Es wird nicht mehr die Peitsche der anderen sein, die uns mehr auseinander und rückwärts als vorwärts treibt, sondern das zwingende Eigengebot erkannter Pflicht und der Glaube, daß wir als Werkzeug einer höheren Weltordnung als Volk unter Völkern gestellt sind.

Gewiß: Erkenntnis des eigenen Ich und die aus ihr abgeleitete Pflicht führt in geistiges Ringen, bringt Not und Seelenpein, Kampf und ungewisses Kämpferlos; aber was ist das anderes, als eben Leben?

Gerade wir Auslandsdeutschen, die wir hineingestellt sind in fremdes Volkstum, wissen ja, wie jeder Tag an uns die Forderung stellt, für unser Volkstum zu streiten, wissen, daß dieser Streit erbarmungslos seine Opfer fordert. Und auch wohl so mancher Sänger aus den Reihen der Auslandsdeutschen weiß davon zu erzählen, wie schon das ihm Unbill einbrachte, daß er im Anstimmen einer deutschen Weise seines Deutschtums einmal froh werden wollte. Und wenn wir auch auf lange Zeit unseres Volkstums nicht sollen froh werden dürfen — wir draußen nicht und ihr nicht im Reich und in Oesterreich. Den Stolz auf unser Deutschtum kann uns niemand rauben; denn wir wissen, daß die Kräfte, die in unserem Volke leben, unvergänglich sind, wissen, daß sie geheimnisvollen Tiefen entströmen, in die keine Knechtung und keine Entrechtung hinabreicht; aus jenen unergründlichen Tiefen der deutschen Seele, aus

denen durch die Jahrhunderte Lied um Lied in Wort und Ton geschöpft und geschaffen wurde.

Kein Zufall darum, daß in den Reihen der deutschen Sänger das Zusammenwachsen, das Gestaltwerden unseres Volks so stark gespürt, erfühlt, erlauscht wird. So kann denn auch nicht gläubiger als durch Sängermund die frohe Botschaft gekündet werden: Die Einheit der Deutschen, sie kommt, sie ist, sie bleibt. Die deutsche Einheit: Nicht gebunden an irgendwelche engen Grenzen des Raumes, an Kilometersteinen und farbigen Pfählen gemessen, nicht als ein Gebäude, wie es sich der Gesellschaftssinn und der Gesellschaftszwang der Menschen im Staate baut, vom Keller bis zu den Zinnen durch hundertfältige Anker und Klammern gestützt und gehalten, und dennoch so oft voller Risse und Unzulänglichkeiten und so wenig durchflutet vom Sonnenlicht.

Mag die Höhe der Europa durchziehenden Grenzmauern und die Fülle der von Mauer zu Mauer eingebauten Streben und Steifen anderen das Gefühl der Sicherheit geben: Wir empfinden nur die atemraubende Enge. Wir rufen nach Lockerung aller unnatürlich und widersinnig anmutenden Eisenbänder und Riegel, die die freie Entfaltung unseres Volkstums hemmen und suchen über die Grenzen hinweg bewußte Zueinanderordnung und Handreichung aller Deutschen zu gemeinsamem aufbauendem Dienste am Volk.

Ja, auch die an keine Staatsgrenzen gebundene Einheit des Volkes ist ein ragender Bau, auch er wird von Gesetzen beherrscht, aber von Gesetzen, die kein Menschenwitz ersonnen. Wie ein gotischer Dom strebt er zum Himmel; auf dem Altar aber, den sein freitragender Bogen schirmt, schlagen unsere Kräfte zusammen zur heiligen nieverlöschenden Flamme. Und es ist, als ob in den Farben des lauteren Feuers sich fügten zu Einem: Herzblut und Geistigkeit; zu dem Einen, das da leuchtet und glüht und lodert und sprüht: **Unseres deutschen Volkes ureigner Wille zum Leben!**

Wochenrückblick

In Moskau haben der stellvertretende russische Außenkommissar Krestinski und der polnische Gesandte Patek den polnisch-russischen Nichtangriffspakt unterzeichnet.

Der Direktor des Handelsdepartements im Industrie- und Handelsministerium, Mieczyslaw Sokolowski, hat sich in Begleitung des Ministeralrats Dr. Lychowski zwecks Unterhandlungen mit der französischen Regierung über die Erweiterung des wirtschaftlichen Austausches zwischen Polen und Frankreich nach Paris begeben. Wie wir erfahren, sollen die Verhandlungen ungefähr eine Woche dauern und eventuell eine Vergrößerung des Exports aus Frankreich und Polen bringen. —

Mit dem Inkrafttreten des neuen Strafgesetzes werden, der polnischen Presse zufolge, auch im Standgerichtsverfahren Aenderungen erfolgen. Dem Standgericht werden wie bisher alle Strafsachen wegen Raubüberfalls und Spionage zugewiesen werden können, außerdem auch Vergehen gegen die Interessen des Staates, Strafsachen wegen Verletzung der Versammlungsbestimmungen, wegen Störung der öffentlichen Ruhe sowie wegen Beleidigung des Präsidenten der Republik. Nach dem neuen Strafgesetz soll, falls der Angeklagte durchs Stadgericht für schuldig befunden wird, wegen Vergehens, das im gewöhnlichen Verfahren mit einer Strafe von mehr als 5 Jahren Gefängnis geahndet wird, im Standgerichtsverfahren die Todesstrafe verhängt werden.

Der Sachverständigenausschuß des Völkerbundes für die Frage der Ausnutzung des Danziger Hafens durch Polen hat nach siebentägiger Beratung am Sonnabend seine Untersuchungen abgeschlossen und am Sonnabend Danzig wieder verlassen. Der polnische Generalkommissar in Danzig, Patee, ist zur Berichterstattung über die Tätigkeit der Kommission in Warschau eingetroffen.

In der Konferenz der Ministerpräsidenten der Länder am Sonnabend unter dem Vorsitz des Reichskanzlers von Papen wurden die wichtigsten Fragen der auswärtigen und inneren Politik in vertraulicher, eingehender Aussprache, an der sich alle Minister und Ländervertreter beteiligten, erörtert. Die Konferenz nahm mit Befriedigung von der Zusicherung Kenntnis, daß die Reichsregierung durchaus auf föderalistischem Boden stehe und die Rechte der Länder in keiner Weise antasten wolle.

Der französische Kriegsminister Paul Boncour erklärte am Sonntag auf der Schlußsitzung des Kongresses der französischen Reserveoffiziere, daß Frankreich allen anderen Mächten den Beweis geliefert habe, daß es endgültig auf den Krieg verzichte und seine Armee nur für die eigene Sicherheit und Verteidigung unterhalte.

Senator Borah machte gestern den Vorschlag, eine Weltkonferenz mit dem Zweck der Streichung aller Kriegsschulden einzuberufen. Der Aufsehen erregende Stellungswechsel Senator Borahs in der Kriegsschuldenfrage wird hier als eines der bedeutendsten politischen Ereignisse angesehen.

Halbamtlich wird gemeldet, daß japanische Bombenflugzeuge Tschaoja erneut bombardierten. Es wurden vierzig Bomben abgeworfen, wodurch die Stadt teilweise zerstört wurde. Nach längeren Kämpfen sind dann japanische Truppen in Tschaoja eingedrungen und haben die Stadt besetzt.

Aus Zeit und Welt

Der Dank des verjagten Königs.

Aus Lissabon wird gemeldet, daß der kürzlich verstorbene Exkönig Manuel von Portugal, der vom Throne verjagt wurde, sein ganzes Vermögen in der Höhe von etwa 100 Millionen französischen Franks dem portugiesischen Staat testamentarisch vermacht hat.

Deutsche Himalaja-Expedition nahe dem Ziel.

Die von dem deutschen Alpinisten Willi Merkl und dem Amerikaner Rand Herron geleitete Himalaja-Expedition, die sieben Deutsche, zwei Amerikaner und zwei Engländer umfaßt, ist jetzt nahe ihrem Ziel dem 8116 Meter hohen Nanga-Parbat. Das neueste, soeben eingetroffene Kabel bringt die Nachricht, daß das entscheidende Stadium begonnen hat. Lager 3 wurde in 5500 Meter Höhe, Lager 4 in 5800 Meter Höhe errichtet. Bei dem letzteren wurden drei Eishöhlen angelegt. Hier ist der Ausgangspunkt für die weiteren Operationen mit einem Ueberblick vom Hauptlager zum Gipfel des Nanga-Parbat.

Der Erreger der Schlafkrankheit entdeckt.

Einem Professor der Universität in Memphis (Amerika) ist es gelungen, den Erreger der Schlafkrankheit zu entdecken und gleichzeitig ein Mittel zu ihrer wirksamen Bekämpfung zu finden. Die ersten an einem 99jährigen Greis namens Higgins, der seit 270 Tagen von der Krankheit befallen war, vorgenommenen Versuche haben ein gutes Ergebnis gezeitigt.

Eine Bambusorgel.

Die merkwürdigste Orgel der Welt befindet sich in Las Pinas auf der Philippineninsel Luzon. Sie ist über 100 Jahre alt. Da der Ort nicht über so viel Mittel verfügte, um sich eine Orgel anschaffen zu können, entschloß sich ein Augustinermönch, mit Namen Diego Cera, selbst eine Orgel für die arme Gemeinde zu fertigen und zu diesem Zwecke den auf der Insel reichlich vorhandenen Bambus zu verwenden. Um den Bambusstäben die nötige Härte und Festigkeit zu geben, wurden sie in den heißen Küstensand eingegraben und ein halbes Jahr lang darin belassen. Danach ging der Mönch an die Herstellung der Pfeifen, des Blasebalges, der Ventile und aller sonstigen Zubehörteile. Nach vier Jahre langer ununterbrochener Arbeit hatte der Pater fast ohne fremde Hilfe das Orgelwerk fertiggestellt, und 1822 ertönte es zum ersten Male. Ein schweres Erdbeben, das 1862 die Insel heimsuchte, ließ die Orgel unversehrt. Das Werk hat 320 Pfeifen und ist völlig ohne Verwendung von Metallteilen gebaut worden. Nachdem es seit 1888 nicht mehr gespielt werden konnte, erfuhr es vor etwa fünfzehn Jahren eine gründliche Erneuerung, so daß es heute noch brauchbar ist.

Der barfüßige Lehrer.

Vor einiger Zeit lief beim Schulinspektorat Czernowitz eine namenlose Anzeige ein, daß ein Lehrer einer in der Nähe von Falticeni gelegenen Schule seine Schüler zwinge, ihm Lebensmittel zu bringen. Es fuhr ein Inspektor in die Gemeinde und fand hier einen Lehrer, der barfüßig im Klassenzimmer saß. Der Inspektor machte ihn aufmerksam, daß dies auf die Schüler einen schlechten Eindruck machen müsse. Da ging der Lehrer in das Nebenzimmer und zog sich ein Paar Schuhe an, sein einziges Paar, aus welchem die Zehen heraussahen. Dann gestand der Lehrer auch ein, daß er sich von den Schülern ab-

wechselnd einen Liter Milch und je einen Kilogramm Maismehl täglich bringen lasse. Er zeigte aber eine Aufstellung, in welcher er alles zurückgeben werde, wenn er nur endlich einmal vom Staat seinen nächsten Gehalt bekommt. Er konnte sich nicht anders helfen, wenn er nicht zugrunde gehen wollte. Tief bewegt verließ der Inspektor die Schule und berichtete über seine Eindrücke, die leider in vielen Gemeinden ähnlich sind.

Die Frau vor Schreck gestorben.

Aus Wadowitz wird berichtet: Ein furchtbarer Unglücksfall ereignete sich während eines schweren Gewitters. In der Ortschaft Chocznia bei Wadowitz saß während des Gewitters der dortige Schullehrer Talag bei offenem Fenster um anscheinend das grandiose Naturschauspiel zu beobachten. Neben ihm befand sich seine 14 jährige Tochter. In der Nähe des Fensters stand ein Radioapparat, der anscheinend nicht geerdet war. Plötzlich ertönte ein furchtbarer Donnerschlag. Der Lehrer Talaga und seine Tochter wurden vom Blitz getroffen und anscheinend auf der Stelle getötet. Als die Frau bezw. Mutter der Verunglückten mit Hauspersonal herbeieilte, wurden die Körper der beiden schwarz. Während man sich mit den Blitzverunglückten beschäftigte, hatte man nicht darauf geachtet, daß der verhängnisvolle Blitzschlag auch im Hause gezündet hatte. Als man den Brand bemerkte, war ein Eingreifen schon schwer möglich und das Gebäude brannte vollständig nieder. Als man der Gattin bezw. Mutter der Getöteten, die man inzwischen zu Nachbarn gebracht hatte, die Kunde von dem zweiten, dem Brandunglück übermittelte, erlitt die Frau, die noch unter der furchtbaren Einwirkung des ersten Unglücks stand, einen Herzschlag, dem sie nach wenigen Minuten erlag.

Heimsuchung der bosnischen Bauernschaft.

Aus Belgrad wird gemeldet: Die bosnische Bauernschaft wird heuer von furchtbaren Unwetterkatastrophen heimgesucht. In einem Teile Bosniens regnet es schon seit ungefähr 70 Tagen. In der letzten Woche haben sich den Wolkenbrüchen auch noch schwere Gewitter zugestellt und Tötungen durch Blitzstrahl sind auf der Tagesordnung. In den letzten fünf Tagen wurden 23 Menschen vom Blitz getötet. Die Schäden, welche die bosnische Bauernschaft durch dieses Unwetter bereits erlitten hat, sind unberechenbar.

Aus Stadt und Land

Generalversammlung des Verbandes deutscher Katholiken in Polen.

Der erste Weg der Delegierten, die aus allen Landesteilen Polens, in denen deutsche Katholiken wohnen, nach der schlesischen Wojewodschaftshauptstadt Kattowitz am 12. Juni l. J. gekommen waren, galt, wie bei allen Generalversammlungen des V. d. K., dem Gotteshause. Während des feierlichen Hochamtes in der St. Marienkirche, das Prälat Szramek auf die Intention des Verbandes zelebrierte, sang der Cäcilienverein von St. Maria die würdige Festmesse von Mitterer. Nach dem Hochamte begannen noch am Vormittag die Beratungen. In einer Arbeitssitzung legte Professor Dr. von den Driesch aus Beuthen mit der ihm eigenen tief ernsten und doch herzerfreuend frischen Art die Grundsätze katholischer Vereinsarbeit dar. Zunächst mußte man sich über die Fehler, die der bisherigen katholischen Vereinsarbeit anhaften, ganz klar werden, um ein einheitliches Ideal wirklicher Volksbildungsarbeit herausarbeiten zu können.

Die eigentliche Generalversammlung wurde um 3 Uhr nachmittags durch den Verbandsvorsitzenden Herrn Senator Dr. Pant eröffnet. Herzlichen Willkommensgruß entbot Dr. Pant vor allem denen, die aus weiter Ferne gekommen waren, **dem Vertreter der deutschen Katholiken aus Kongreßpolen, die zum ersten Male einen Delegierten entsandt u. damit auch äußerlich ihre Solidarität bekundet hatten**, der rührigen Ortsgruppe Wejherowo (Neustadt, Pomerellen) und den Vertretern Ostgaliziens. Wenn für die diesjährige Tagung ein äußerlich bescheidener Rahmen gewählt worden sei, so habe man sich dazu in Rücksicht auf die schwere Not entschlossen, die allen Prunk verbiete.

Nach einem Hoch auf den heiligen Vater und den polnischen Staatspräsidenten sprach Herr Senator Dr. Pant allen seinen Dank aus, die in selbstloser Hingabe und Begeisterung an der Verwirklichung der Verbandsidee mitgearbeitet und ihre Opfer gebracht haben. Dann gedachte er der treuen Toten, vor allem des unvergeßlichen zweiten Vorsitzenden, des Domherrn Klinke, dessen nun schmerzlich leer gewordenen Platz ein schöner Blumenstrauß schmückte, mit ehrerbietigen von Herzen kommenden und zu Herzen gehenden Worten, die die Versammelten stehend anhörten.

Der Tätigkeitsbericht, den Geschäftsführer Herr Franzke erstattete, war diesmal ganz besonders darauf abgestellt, Wesen und Ziel der Verbandsarbeit grundsätzlich darzulegen. Im allgemeinen konnte man mit Genugtuung feststellen, daß der V. d. K. schon auf wirklich wertvolle Ergebnisse seiner Bildungsarbeit zurückblicken kann. Besondere Verdienste hat sich der scheidende Geschäftsführer des Bezirks Oberschlesien, Herr Lischenski, für Oberschlesien erworben, der den größten Teil der Vortragstätigkeit in den Ortsgruppen bestritten hat. Nach einer kurzen Aussprache über den Tätigkeitsbericht, in welcher Herr Senator Dr. Pant darauf hinwies, daß der V. d. K. mit berechtigter Genugtuung feststellen kann, daß alle deutschen Katholiken Polens sich nunmehr in geschlossener Einheit zusammengefunden haben, erstatteten die einzelnen Bezirkssekretäre die Tätigkeitsberichte, welche überaus aufschlußreich waren. Jeder Bezirk berichtete über seine besonderen Leiden und hatte auch seine besonderen Freuden.

Mit ganz besonderem Interesse wurde der Bericht des Vertreters der Lodzer und kongreßpolnischen deutschen Katholiken angehört, da zum ersten Male genauere Kunde von dem Leben dieser Glaubensbrüder gegeben wurde. Es war in der Tat ein bedeutsamer Augenblick, als Herr Slapa, Lodz, die Grüße der 30 000 deutschen Katholiken Mittelpolens überbrachte. Aus den weiteren interessanten Ausführungen konnte entnommen werden, daß das deutsche Lied dazu viel beigetragen hat, daß heute wieder die Sehnsucht in den deutschen Katholiken Kongreßpolens nach brüderlichen Zusammenschluß mit den anderen katholischen Volksgenossen erwacht ist.

Aus den Neuwahlen, die Herr Lipps, ein alter Oberschlesier, von echtem Schrot und Kern leitete, ging unter stürmischem Beifall aller Anwesenden Senator Dr. Pant wiederum als 1. Vorsitzender hervor. Im übrigen blieb der Vorstand unverändert. Zum 2. Vorsitzenden wurde als Nachfolger des verstorbenen Domherrn Klinke, Propst Schirmer (Bezirk Posen) gewählt. Nach Abwicklung des Geschäftlichen erteilte Senator Dr. Pant Herrn Professor Dr. von den Driesch das Wort zu seinem großen Referat „Kulturkrise und Katholizismus". Der Redner verstand es, in klarer und überzeugender Weise die Antwort auf die Frage „Hat die Notzeit, wie wir sie erleben, einen Sinn?" zu geben, indem er unter anderem sagte: **„Gott hat uns deutsche Katholiken in eine Notzeit hineingestellt, er hat uns ins fremde Volkstum eingebettet, damit wir Zeugnis ablegen für die rettende Kraft unseres Glaubens, Zeugnis aber auch für unser deutsches Volkstum."** Dankbarer Beifall belohnte seine Ausführungen. Die Ergebnisse der diesjährigen Generalversammlung fanden klare Zusammenfassung in dem zündenden Schlußwort des 1. Vorsitzenden. Herrn Senator Dr. Pant. Den neuen Menschen will der V. d. K. schaffen helfen, den neuen Menschen für die neue Zeit. Dazu müssen wir selbst neu werden, ehe wir daran denken können, die andern besser zu machen. Wir können und wollen helfen. Diesen Glauben nehmen wir hinaus in die Verbandsarbeit. Diesen christlichen Optimismus, der in jedem Sterben ein neues Leben sieht und unsere Zeit nicht als Zeit des Unterganges, sondern des Ueberganges betrachtet. Der Zusammenbruch ist das Resultat der falschen und gefährlichen Spekulation vom „souveränen" Menschen, der nicht Dienst am ganzen, sondern nur Verdienst kennt. Aus dieser Lüge ist ein „souveränes" Volk ohne Gott und ein „souveräner" Staat ohne Gott erwachsen. — „Großer Gott, wir loben dich", erklang ganz feierlich als Abschluß, der allen Teilnehmern sich stark ins Gedächtnis eingeprägten Tagung.

*

Michalowka. (Jahreshauptversammlung des V. d. K. in der Wojewodschaft Lemberg.) Der diesjährigen Jahreshauptversammlung in der Wojewodschaft Lemberg in Michalowka, die am 5. Juni 1932 stattfand, ging ein Volksfest im Freien voraus. Um 4 Uhr nachmittags eröffnete der Vorsitzende, Herr Rudolf Lautsch, die Tagung unter Hinweis, daß dieselbe satzungsgemäß einberufen wurde und als

solche beschlußfähig ist und begrüßte alle erschienenen Mitglieder und Gäste aufs herzlichste. Aus dem Tätigkeitsberichte über das abgelaufene Geschäftsjahr 1932 konnte entnommen werden, daß die schwere Wirtschaftskrise auch das Verbandsleben nicht verschont hat und dasselbe auf organisatorischem Gebiete schwere Verluste erlitten hat. Die Mitgliederzahl ist um 25 Prozent gesunken und beträgt 315 Mitglieder, die sich auf 9 tätige Ortsgruppen verteilen. Dieser betrübende Umstand ist aber nicht einzig und allein auf die herrschende Notlage zurückzuführen, sondern Verständnislosigkeit, Mangel an Opfersinn und die in manchen Siedlungen herrschende Uneinigkeit bilden den weit größeren Faktor obigen Uebels. Auf dem Gebiete der deutschen Kulturpflege hat der V. d. K. einige erfreuliche Fortschritte zu verzeichnen. In acht Gemeinden fanden 21 Familienabende und 65 andere Veranstaltungen, wie Märchen- und Liederabende, Wald- und Eisfeste statt, die alle einen mehr oder weniger guten Besuch und schönen Verlauf aufzuweisen hatten. Das Büchereiwesen entwickelte sich im Vorjahre zufriedenstellend und konnte, dank der freundlichen Unterstützung des Verbandes deutscher Volksbüchereien in Kattowitz von 1247 auf 1442 Bände erhöht werden. Was die Leserzahl anlangt, so läßt sie, außer den Gemeinden Wiesenberg und Kaisersdorf, noch viel zu wünschen übrig, aber wir wollen hoffen, daß sich auch die restlichen Gemeinden zusammennehmen und dem Beispiele der zwei genannten Gemeinden in dieser Hinsicht folgen werden. Das Raiffeisenkassenwesen entwickelt sich in unseren Gemeinden zufriedenstellend und die sich insgesamt auf 347 belaufende Mitgliederzahl ist im Aufstieg begriffen. Auf schulischem und kirchlichem Gebiete hat sich die Lage nicht wesentlich geändert. In der folgenden Aussprache über den Tätigkeitsbericht ergreift Herr Lehrer Niemczyk das Wort und spricht über die Ziele des Verbandes und seine Bestandesnotwendigkeit. Uebergehend auf die allgemein herrschende Krise, von der auch die Landleute nicht verschont werden, betont der Redner, daß nur straffer Zusammenschluß auf wirtschaftlicher und kultureller Grundlage sie zu steuern vermag. Ferner verwirft er die sich in manche Siedlungen eingeschlichenen städtischen Sitten, die oft für die Wirtschaften den Ruin bedeuten. Als Vertreter des Verbandes deutscher Hochschüler in Lemberg überbringt Herr Lothar Pierschke der Tagung die herzlichsten Grüße und fordert sämtliche deutschen Katholiken hierzulande auf, dem V. d. K. als Mitglieder beizutreten. Reicher Beifall wurde den beiden Rednern zuteil. Nach Erstattung des Berichtes des Zahlmeisters, laut welchem sich die Einnahmen auf 370.17 Zl., die Ausgaben auf 366 Zl. belaufen, wurde der Vorstand entlastet und man schritt zur Neuwahl desselben. Auf Antrag des Herrn E. Mann, Wiesenberg, wurden die Mitglieder des alten Vorstandes wiedergewählt. Anschließend spricht Herr Wanderlehrer Jilek über die Quellen der eingebrochenen wirtschaftlichen Not, betonend, daß sie zum größten Teil dadurch bedingt sind, weil der Mensch den Weg zu Gott nicht schreitet und sich auf Abwegen befindet. So lange die Menschheit aus ihrem Wahn nicht erwachen und den Haß, Neid, Zwietracht und Mißtrauen gegen seinen Nächsten aus den Herzen verbannen wird, kann keine Besserung eintreten. Er ruft den deutschen Katholiken zu, sie mögen die ersten sein, welche die unheilbringenden Eigenschaften aus ihren Herzen entfernen möchten, damit die neue eintretende Welt sie schon als wahre Tatchristen vorfinde. Herr Eduard Mann berichtet als Beispiel, was strammer Zusammenschluß und guter Wille vermag, wie Wiesenberg zu einem schönen Genossenschaftshause gekommen ist und weist darauf hin, daß der Mensch nur eine kurze Spanne Zeit auf dieser Erde verweilt und ins Jenseits nichts mitnehmen kann, als die guten Werke und Taten, die er seinem Nächsten erwiesen hat, und dies ist das Sorgen und Schaffen für die Allgemeinheit, insbesondere für die Jugend. Seinen Ausführungen wurde reicher Beifall zuteil. Das Lied „Großer Gott, wir loben dich" bildete den Abschluß der Versammlung, welcher am Abend eine Vorstellung, an der auch die Truckenthaler Jugend tätig teilnahm, folgte.

Zbaniow. (Bericht.) Eine der kleinsten Ortsgruppen des V. d. K. befindet sich in der Gemeinde Zbaniow. Trotz der schweren Wirtschaftskrise, die sich auch in dieser kleinen Siedlung bemerkbar macht und trotz mancher störenden und hemmenden Elemente im Dorfe hält die Mitgliederschaft der Ortsgruppe stark zusammen. Als sie am 4. Juli l. Js. ein Familienabend mit einem sich anschließenden Tanzkränzchen zu veranstalten beabsichtigte, da wuchsen verschiedene Schwierigkeiten, wie Mangel an einem Lokal, Zeit und Hetzarbeit einiger Gegner mit jedem Tage und doch hatte die Jugend nicht nachgelassen, sondern schritt ihrem Ziele mutig zu. Der Erfolg blieb auch nicht aus. Am festgesetzten Abende ging das Lustspiel „Rosemies Verlobung von Th. Paris" über die Bühne, welches im großen ganzen sehr gut gegeben wurde. Die Spieler ernteten reichen Beifall für ihre Mühe, was der beste Beweis ist, daß die zahlreich erschienenen Zuschauer mit den Darbietungen höchst zufrieden waren. Nicht nur die Spieler, aber auch die Freunde und Mitglieder der Ortsgruppe fühlten eine innere Freude, als sie die Erfolge ihrer Strebsamkeit vor sich sahen. Durch das stramme Zusammenhalten konnte die kleine Zbaniower Schar bezeugen, daß auch eine kleine Siedlung etwas leisten kann und sich gar nicht vor anderen verkriechen braucht in der Meinung, daß sie minderwertiger ist. Von dieser Stelle aus können wir auch den anderen Siedlungen, in welchen die Zwietracht sehr groß ist, nur den Rat erteilen: Vereinigt euch! Denn nur Eintracht führt zum Ziele!

Stryj. (Bunter Abend.) Sonntag, den 7. August d. Js. veranstaltet der Stryjer Frauenverein mit ausschließlicher Mitwirkung der hiesigen Studenten einen heiteren Abend unter dem Titel „Das gibts nur einmal. . ." Der Abend ist reichhaltig ausgefüllt mit humorvollen Sketsches, launigen Solos, dazwischen in bunter Reihenfolge Musikstücke teilweise modernen Einschlages. Allen denjenigen, die noch Sinn für Humor übrig haben, wird Gelegenheit gegeben, ihrer Lachlust einmal freien Lauf zu lassen. Beginn pünktlich 20 Uhr. Der Reingewinn ist für die Baukasse des hiesigen Gemeindehauses bestimmt.

Für Schule und Haus

Wolken als Erlebnis

Eine kleine Sonntagsbetrachtung.

Viele müssen es sich in diesen Zeiten versagen, während ihrer Ferien in die Berge oder an die See zu reisen, aber den Anblick des Himmels hat man auch daheim, und wenn die Straße auch nur einen schmalen Ausschnitt freiläßt, man kann sich doch daran erfreuen. Aber die Menschen von heute blicken selten hinauf um des Himmels allein willen, nur ein brummendes Luftschiff oder ein knatterndes Flugzeug lockt sie, und dann sehen sie auch am Himmel nur das Irdische. Früher war es für die Menschen ein besonderes Erlebnis, den Sternenhimmel zu betrachten, wie er sich über der dunklen Erde wölbt. Heute verlöschen die Sterne über dem Lichtkreis der Städte, und dem Städter bleiben von den Himmelserscheinungen nur noch die Wolken. Aber lohnt es sich, auf sie zu achten?

Für gutmütvolle Menschen haben die Wolken immer viel bedeutet. Sie verstanden die sehnsuchtsvolle Sprache der rötlichen Abendwolken, das unerbittliche Wort der geballten Gewitterwolke, die sanfte Schwermut des strömenden Regens. Die Dichter mühten sich, den lebendigsten Ausdruck dafür zu finden, was die anderen nur unbestimmt empfanden, und Goethe las von den Wolken tiefe Geheimnisse ab. Wir sind allzu schnell bereit, darüber hinweg zur Tagesordnung überzugehen, aber damit schieben wir helfende Hände beiseite, die uns durch Schicksalswirren führen wollen.

Wer oft zum Himmel aufschaut und sich in die Gestaltungen der Wolken versenkt, wird erkennen, daß es ebenso zwecklos und ungesund ist, sich dauernder Trauerstimmung hinzugeben oder immer wütend zu sein oder weltfremd dahinzuträumen. Wie das Wetter Regen und Sonnenschein, Sturm und Stille bringen muß, so gehören in das menschliche Schicksal auch wechselnde Zustände, damit der Mensch vorwärtskommt. Als Dampf steigt das Wasser von der Erde auf, oben verdichtet es sich zu Nebel, und dieser wird zu tropfenden Regenwolken, zu langhingezogenen Streifenwolken, zu phantastisch geformten Haufenwolken und schließlich zu duftigen Lämmerwölkchen. Hält uns der Kosmos damit nicht einen Spiegel vor, wie wir selbst von Stufe zu Stufe emporsteigen und uns mehr und mehr läutern sollen? Ohne uns aber unseren irdischen Aufgaben zu entfremden. Immer wieder kehrt das Wasser zur Erde zurück und befruchtet sie mit

Himmelskräften, die das Gedeihen der Pflanzen fördern. So müssen auch wir an der Erde arbeiten, solange wir den irdischen Leib bewohnen. Hermann Tilger.

Vom Büchertisch*)

Waschzettel. Zeitenwende heißt der Leitaufsatz des Augustheftes der Zeitschrift „Deutsche Frauenkultur". Sein Verfasser ist der bekannte Lübecker Pastor Axel Werner Kühl. Es geht hier um die Frage: „...Ist die Not, in der wir stehen, ein Letztes, ein Todeskampf unserer Kultur?..." Oder dürfen wir es mit dem Seher halten: geht unter tausend Wehen ein Zeitalter zu Grunde, einem neuen Platz zu machen? Wartet auf uns das Grab oder die Schwelle zu wesentlicherem Leben als bisher? — — In einem schön bebilderten Aufsatz, nimmt die Direktorin der Obst- und Gartenbauschule der Diakonissenanstalt Kaiserswerth a. Rh. Ilse Dieckmann zu dem heute viel umstrittenem Thema „Die Frau als verantwortliche Vermittlerin zwischen Stadt und Land" eingehend Stellung. Ferner bringt das Heft einen ausführlichen Bericht über die Kieler Tagung des Verbandes Deutsche Frauenkultur, die ein tiefes Bekenntnis einer großen Schar von Frauen zum deutschen Schicksal und zur deutschen Aufgabe war. — — Neben schlichter Kleidung für die reifere Frau zeigt der Kleiderteil diesmal Brautkleider. Für die mitfeiernden Kinder gibt es Festkleidung, die nicht unbedingt aus Seide zu sein braucht. Und zum Schluß: Neues aus den großen Handwebereien. — — Die Zeitschrift „Deutsche Frauenkultur", Herausgeber Verband Deutscher Frauenkultur e. V., erscheint im Verlag Otto Beyer, Leipzig. Sie ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen. Preis des Einzelheftes RM 1. Mitglieder des Verbandes erhalten die Zeitschrift durch die Ortsgruppen. Nähere Auskunft über den Verband und seine Ziele erteilt die Geschäftsstelle Nürnberg-A., Königstraße 3.

*) Alle hier besprochenen oder angeführten Bücher sind durch die Dom-Verlags-Ges. Lwow (Lemberg), Zielona 11, zu beziehen.

Die Teufelsinsel

Verbannungsorte — Strafkolonien

Die Revolution in Rußland hat Sibirien etwas in den Hintergrund treten lassen und hat bewirkt, daß man heute vor allen anderen Höllen des Exils der Liparischen Inseln mit besonderem Schauder gedenkt.

Aber man wünscht immer noch manchen „ins Land, wo der Pfeffer wächst", ohne daran zu denken, daß damit Französisch-Guayana, Cayenne, gemeint ist. Zwölf Jahre lang, vom Jahre 1894 bis 1906, war diese französische Strafkolonie in aller Gedächtnis und in aller Munde als Schreckvorstellung! Denn man hatte von ihr oder vielmehr von ihrem ödesten und furchtbarsten Teilgebiet, dem haifischmeerumspülten Felsen der Teufelsinsel, aus Anlaß der Dreyfus-Affäre Fürchterliches gehört.

Gerade jetzt macht ein zu Neuyork in dem seriösen Verlag Putnam erschienenes Buch des amerikanischen Marineurs W. E. Allison-Booth die Oeffentlichkeit von neuem auf diese entsetzliche Strafkolonie aufmerksam, die nicht die furchtbeschwingte Grausamkeit eines Diktators erfunden hat, sondern die vom republikanischen Rechtswesen des schönen Frankreich eingerichtet wurde und erhalten wird.

Wenn man nun auch annehmen darf, daß von den Sympathien, die USA. für seinen Weltkriegsverbündeten Frankreich empfand, zurzeit nicht mehr allzu viele übrig sein dürften, und wenn man auch in Anrechnung bringt, daß gerade ein Buch, das der französischen Republik eins am Zeug flickt, heutzutage in Amerika und England großen Anklang finden mag, so ist doch das, was Allison-Booth, ganz abgesehen von sittlichen Entrüstungs- und Werturteilen, als selbst erlebte Tatsachen bezeugt, grauenhaft genug, um diesen Strafort als eine raffiniert bestialisierte und unfehlbar bestialisierende Hölle bezeichnen zu dürfen.

Der Verfasser, der als amerikanischer Seeoffizier schon von Berufs wegen kaum allzu großer Wehleidigkeit oder Sentimentalität verdächtig ist, lebte monatelang persönlich in den französischen Strafsiedlungen Guayanas. Selbstverständlich nicht als Delinquent, sondern als beobachtender Forscher, und dies, wie er sagt, aus eigenstem Antrieb, weil er durch Berufserfahrungen im Hafen von Cayenne auf die ungewöhnliche Brutalität und Grausamkeit gegen die französischen Strafgefangenen aufmerksam geworden sei.

Allison-Booth hat sich in Französisch-Guayana buchstäblich eingeschlichen. Er ließ sich nämlich als Matrose anwerben, verließ in St. Laurent, wo an die zweitausend Sträflinge gefangengehalten werden, sein Schiff, verbarg sich und mimte der Lagerkommandantur den versehentlich zurückgelassenen Seefahrer vor. Also mußte die französische Behörde dem amerikanischen Matrosen gestatten, eine nächste Reisegelegenheit zu erwarten. Das dauert dort Monate.

Allison-Booth weiß sich in der Kneipe, bei Suff und Musik, die er selbst macht, das Vertrauen der Soldaten des Wachtdetachements zu gewinnen. Seine Beobachtungen können beginnen.

Folgendes hat Allison-Booth beobachtet und erfahren: Das Schiff, das alle halbe Jahre den „Zuwachs" nach Guayana bringt, die „Martiniere", transportiert die Verurteilten in Käfigen, die von der Maschine aus durch einen Hebeldruck unter hochgespannten Heißdampf gesetzt werden können.

Die unter der tropischen Sommerhitze des fünften nördlichen Breitegrades zu Rodungsarbeiten im Urwald verwendeten Sträflinge bringen es an einem einzigen Vormittag bis auf neun Hitzschläge. Aerztliche Hilfe gibt es nicht. Die Wachsoldaten prüfen bei solchen sich stündlich wiederholenden Fällen lediglich die Echtheit der Ohnmacht oder des Todes.

Jedes kleinste Versehen — zum Beispiel das Fallenlassen einer Last — wird mit augenblicklicher Auspeitschung durch die Soldaten bestraft. Ein Gefangener, der sich, weil er von seinem Peiniger auch noch angespuckt wurde, zur Wehr setzte, wurde auf der Stelle, und zwar in Gegenwart des gleichmütig zusehenden Lagerkommandanten, durch eine zwanzig Minuten währende Auspeitschung getötet.

Der Sträfling Jean Brock hatte in einem Tobsuchtsanfall einen Soldaten mit einem Eisendraht verwundet. Der Soldat sta[rb] an dieser Verwundung. Die Gefangenen hielten es für selbstverständlich, daß Jean Brock guillotiniert werde. Sie sollten sich irren! Der Kommandant ließ den Delinquenten draußen im Urwald, in nächster Nähe der Arbeitsstätte der Sträflinge, nackt an einen Baum fesseln und ihn, seinen Kameraden sichtbar und hörbar, drei Tage lang an Sonnenbrand, Durst, Hitze und Insektenqual sterben.

Die alljährlichen Inspektionskommissionen werden selbstverständlich vor kaschierte Verhältnisse gestellt und mit üppigen Gelagen im Offizierskasino kaschuliert. Als ein Sträfling im Namen aller von dem theoretisch zugestandenen Beschwerderecht Gebrauch machte und sich vor der Kommission über die unmenschlichen Auspeitschungen beklagte, wurde eine Untersuchung eingeleitet und ein Urteil gefällt. Aber gegen den Beschwerdeführer: Einen Monat Wasser und Brot!

Diesem Inferno zu entkommen, wird Schuldigen und Unschuldigen unmöglich gemacht. Denn, daß es auch Unschuldige in Guayana und auf der Teufelsinsel gibt, weiß man seit Dreyfus, und Allison-Booth, den man übrigens selbst unter dem Vorwand eines Verdachtes auf einige Zeit in ein nasses, stinkendes Loch warf, kennt eine Reihe neuer Fälle.

Flucht von diesem Orte der Verdammnis, der auf der einen Seite von Haifischschwärmen, auf der andern von den tödlichen Gefahren des Urwaldes eingeschlossen wird, dessen französische Wachen durch die Bereitwilligkeit der Indianer und der Holländer, gelingt fast gar niemals. Der einzige Fall einer gelungenen Flucht, den der Verfasser von dem Gefangenen Molet erfährt, der an ihr beteiligt war und diese Beteiligung mit einem Jahre „Einzelhaft" auf der Teufelsinsel büßt, zeitigte nach Booths kontrollierenden Nachforschungen folgendes Ergebnis: Der Deportierte Dieudonne erreichte halb tot Brasilien, erlangte die Unterstützung der brasilianischen Presse und des „Petit Parisien" und so, obwohl in Frankreich neuerdings verhaftet, die Wiederaufnahme seines Strafprozesses. Das neue Verfahren ergab seine Schuldlosigkeit und endete mit Freispruch. — Der französische Staat zahlte dem rehabilitierten Dieudonne für ein Jahrzehnt unschuldig verbüßtes Guayana-Fegefeuer 400 Franken = 100 Schilling!

In Guayana vegetiert jetzt noch ein fünfundsiebzigjähriger Greis namens Paul Lamont. Dieser Lamont, ein hochgebildeter Mensch, ist nach des Verfassers Urteil ebenfalls unschuldig verurteilt worden. „Mehr als für alles andre, was mir die Welt zu geben vermag, danke ich dafür, daß ich die Möglichkeit hatte, Lamont kennenzulernen, und die Ehre, sein Freund zu werden" sagt Allison-Booth von diesem „Sträfling". Der alte Mann hat seine Strafzeit längst verbüßt. Aber er darf nicht fort! — Die USA. haben über des Verfassers Intervention diesem Lamont die Ansiedlung in Amerika gestattet und überdies zu diesem Zweck 300 000 Dollar zur Verfügung gestellt.

Aber es gibt formal gesetzliche Schwierigkeiten. Die französischen Behörden geben den wahrscheinlich unschuldig Verurteilten auch nach voll verbüßter Strafe nicht frei. Nirgends hin, weder nach Amerika noch nach Frankreich!

Im Weltkrieg versprach man den Deportierten von Guayana für freiwilligen Kriegsdienst die Freiheit. Selbstverständlich wurde die Sträflingstruppe im Felde nicht geschont. Wenige überlebten den Krieg. Aber freigelassen wurden die vielfach dekorierten „Helden" nicht. Sie wurden nach Beendigung der Operationen, und das scheint der amerikanische Marineur Frankreich am übelsten zu nehmen, flugs meuchlings nach Marseille transportiert, wieder in Sträflingskleider gesteckt und nach Guayana zurückbefördert. Dort sind sie nun Sträflinge wie voreh. Ob ihre soldatischen Wächter und Peiniger auch Kriegsveteranen sind?

Allison-Booth erklärt, daß er seine aufwühlenden Berichte geschrieben und veröffentlicht habe, um das Gewissen des französischen Volkes aufzurütteln.

Nur, daß eben das französische Volk von diesem amerikanischen Buch, das ja von der verbündeten Feindseite, von den befreundeten Schuldnern kommt, kaum viel zu wissen kriegen wird.

„Baboon" macht alles

An den halbmeterhohen Lehmsockel einer Negerhütte gelehnt sitzt ein junger Schimpanse. Seine Beine halten geschickt einen Holzmörser fest, in dem er mit einem Stößel eifrig Hirse stampft. Von Zeit zu Zeit hält er mit todernstem Gesicht Nachschau, wie weit seine Arbeit gediehen ist, fletscht mitunter ärgerlich die Zähne, wenn er einige Körnchen ausgestreut hat. Ein sonderbarer Anblick und doch im Sudan so häufiger! Da der Neger nicht gerne arbeitet, — es heißt zum Beispiel in der Sprache der Eweneger nicht „arbeiten", sondern „an der Arbeit leiden" — richtet man junge Schimpansen zu verschiedenen Hausarbeiten ab.

Begüterte Neger kaufen sich Sklaven, deren es auf den Märkten trotz der Verbote der Kolonialbehörden immer noch genug gibt. Aber ein Sklave kostet ein Rind oder 400 Kolanüsse, Frauen erzielen sogar noch höhere Preise. Nur Dorfvorsteher oder Sippenhäupter können sich so teure Arbeitskräfte leisten, die anderen Dorfbewohner müssen sich mit Schimpansen begnügen, von denen behauptet wird, sie seien recht geschickt und pflichteifrig.

Stundenlang sitzt so ein „Baboon", wie den Schimpansen die Koellenneger in Liberia nennen, — auf einem Reisfeld. Er hält Wache, damit der freche Reisvogel die Felder nicht plündere oder gar die kleinen Keimlinge auszupfe.

Unser Schimpanse schämt sich.

Baboon hat seine Hirse fertig gestampft und geht nun, wie ihm befohlen wurde, mit zwei Kupferkesseln zum Fluß hinunter um Wasser zu holen. Auf dem Rückwege widerfährt ihm ein kleines Unglück. Eine heimtückische Wurzel bringt ihn zum Straucheln, vergeblich sucht er sein Gleichgewicht wieder zu gewinnen — zu spät! Ein Kessel entgleitet seinen Händen, das Wasser rinnt über seine Füße — verdutzt sieht er zu, wie es schnell in der durstigen Erde versickert.

Dann läuft er hurtig zurück, füllt den Kessel von neuem und bringt das Wasser seinem Herrn mit einer Miene, als ob nichts geschehen wäre. —

Aber er hat es doch gemerkt. Lachend schilt er den Affen aus, der kummervoll sein Gesicht abwendet und sich beschämt in einen entlegenen Winkel verkriecht. Erst gegen Abend wagt er sich wieder hervor und hockt sich wie selbstverständlich zu dem Bratspieß, den er zu drehen gewohnt ist. Hie und da wirft er einen forschenden Blick auf seinen Herrn. So bald ihn dieser aber ansieht, starrt er sofort wieder gleichgültig ins Feuer.

Baboon als Kindermädchen.

Wenn im Haushalt alle Arbeiten verrichtet sind, widmet sich der selbst noch nicht völlig erwachsene Affe den kleinen Kindern seines Herrn. Mit liebevoller Sorgfalt achtet er darauf, daß sie sich nicht zu weit von der Siedlung entfernen oder gar zum gefährlichen Flußufer hinunterlaufen.

Stürzt eines zu Boden, so springt Baboon mit allen Anzeichen größter Bestürzung hinzu, hebt das kleine Menschenkind mit beiden Armen hoch und ist fassungslos, wenn es zu weinen beginnt. Ständig ist er darauf aus, den Kindern Kolanüsse, Bananen und Früchte vom Brotfruchtbaum heranzuschaffen, verzieht zufrieden sein Gesicht, wenn er merkt, mit welchem Wohlbehagen die Kinder die Früchte verspeisen, und ist glücklich, wenn sie auch ihm einen Leckerbissen reichen.

Die Meerkatze als Verkäufer.

Die Ewe in Togo, denen jede Art von Arbeit besonders unangenehm ist, richten sich sogar junge Meerkatzen als Verkäufer ab. In einem ausgehöhlten Kürbis tragen die kleinen Affen Tabakbündelchen zu einem bestimmten Münzwert an einer Raphiafaser um den Hals. Der Käufer nimmt ein Päckchen heraus und wirft dafür die entsprechende Münze in das Körbchen. Wehe ihm' wenn er nicht bezahlen will. Geschmeidig windet sich die Meerkatze durch das Marktgedränge und verliert den betrügerischen Käufer nicht einen Augenblick aus den Augen. Ist der Kunde besonders hartnäckig und will durchaus nicht seiner Pflicht Genüge leisten, so springt ihm die Meerkatze mit zornigem Geschrei auf die Schulter und schüttelt ihn so lange, bis der Habgierige unter dem Gelächter der Menge doch seine Schuld bezahlt.

Der „Waldteufel" der Sudanberge.

Für den östlichen Sudanneger hat der Schimpanse auch kultische Bedeutung. In der ganzen Waldzone wird der ausgewachsene, wild lebende Schimpanse als böser Dämon nicht nur gefürchtet, sondern auch verehrt. Es ist streng verboten, den „Waldteufel", wie der Schimpanse in maßloser Angst genannt wird, zu jagen. Nur im äußersten Falle, wenn kein anderer Ausweg mehr übrigbleibt, wird der Menschenaffe angegriffen. Das Fleisch eines erlegten Schimpansen wird nicht gegessen, obwohl großer Fleischmangel herrscht und sogar Ratten und Fledermäuse verzehrt werden. Begründet wird diese Gepflogenheit damit, daß der Schimpanse dem Menschen zu ähnlich sehe. Bei manchen Negerstämmen ist die Ansicht verbreitet, der Schimpanse sei ein Mensch, der durch das einsame Leben im Busch verwildert ist.

Der Schimpanse verfertigt sich Schuhe.

Diese Meinung der Neger wird durch einige erstaunliche Geschicklichkeiten des Menschenaffen noch unterstützt. Muß der Baboon über steinige Wege oder durch dornige Hecken, so umwickelt er sich die Füße mit Bast und legt Rindenstücke unter seine Sohlen, um sich so gegen Verletzungen zu schützen.

Mit viel Geschicklichkeit öffnet er harte Nüsse mit spitzigen Steinen und ist er eines besonders geeigneten habhaft geworden, so verbirgt er ihn sorgfältig in seiner Behausung. Hindern ihn Lianenranken auf seinen gewohnten Wegen, so bindet er sie, wenn es auch noch so mühevoll sein sollte, mit emsigem Fleiß aneinander, um sich den Pfad freizumachen.

Immer wieder tauchen bei den Sudannegern Gerüchte darüber auf, daß der „Waldteufel" in die Siedlungen der Menschen einbricht, unbeschützte Frauen überfällt und sie in die Wälder verschleppt. Es ist nicht einwandfrei festzustellen, ob diese Behauptungen auf Wahrheit beruhen. Sicher aber ist, daß hin und wieder ein Mädchen verschwindet und erst nach vielen Wochen, mit Lianenranken gefesselt, in der ausgehöhlten Wurzel einer Palme wiedergefunden wird. Die auf solche Weise gefangen Gehaltenen erklären, von einem Schimpansen entführt und während der ganzen Zeit ihrer Gefangenschaft von diesem mit Früchten ernährt worden zu sein. Mögen diese Gerüchte einen tatsächlichen Hintergrund haben oder nicht, jedenfalls erscheint das Motiv des Frauenraubes sehr häufig in den Erzählungen und den Fabeln der Neger und immer sind die Geschehnisse mit solcher Genauigkeit geschildert, daß man fast nicht an der Wahrheit der Berichte zweifeln möchte. So sehr die Sudanneger den „Waldteufel" fürchten und schon durch sein fernes Gebrüll in lähmenden Schrecken versetzt werden, im Haushalt ist er ihnen ein unentbehrlicher Kamerad, und ein Sudannegerdorf ohne Schimpansen kann kaum gedacht werden.

Schnellgericht im Wilden Westen

Ein Brief aus Kanada von Aliquis.

Augenblicklich sitze ich hier am Rande des aus einigen Brettern notdürftig markierten Bürgersteiges am Ausgang einer kleinen Prärie-„town" in einer verlorenen Ecke des kanadischen Westens. Wie jung dieser ist, lassen diese Siedlungen, die „Towns", deutlich erkennen. Sie scheinen alle auf baldigen Wiederabbruch errichtet, verkörpern das Vorwärtsdrängende, den Mangel an Schollenverbundenheit, die in Deutschland nicht nur der Bauer, sondern auch der Städter in starkem Maß besitzt. Oft sind sie in wenigen Wochen entstanden — aus dem Boden gestampft durch eine der allmächtigen Eisenbahngesellschaften. Sie bieten immer wieder das gleiche Gesicht: Zwei oder drei sich rechtwinklig schneidende „Straßen", auf jeder Seite einige, oft etwas windschiefe Holzhäuser. Der Bürgersteig besteht aus vorsichtshalber höhergelegten Brettern, um ein Passieren der bei Regenwetter Moräften gleichenden Straßen nicht ganz mit Lebensgefahr zu verbinden. Ein „General Store", in dem man alle nur erdenklichen Dinge kaufen kann; ein „Drog Store", Drogerie, der vorwiegend Limonaden und Detektivmagazine vertreibt; ein Restaurant, das sich todsicher in Händen eines Gelben befindet, und ein „Hotel", in dem die Wanzen die Oberherrschaft führen und das sich mindestens „Grand Hotel" nennt, bilden die Grundlage des Geschäftslebens für oft fünfzig Meilen im Umkreise. In jeder dieser „Towns" aber, und mag sie nur aus fünf Häusern bestehen, findet man ganz bestimmt mindestens zwei Garagen und Bethäuser vor. Und Zeit findet man in diesen kleinen Orten, viel Zeit, von der großen amerikanischen Lüge „Time is money" ist in ihnen wenig zu merken.

Augenblicklich, während ich hier auf den Brettern sitze, warte ich auf ein Auto, das mich etwas weiter gen Osten mitnimmt. Meinen eigenen Wagen, einen echten Ford, habe ich leider infolge Zusammentreffens verschiedener unglücklicher Umstände verkaufen müssen. Es war ein sehr schöner Wagen. Nur klapperte der Motor etwas sehr und beim Anfahren und Stoppen mußte man vorsichtig sein, da er dann Sprünge wie ein Füllen machte. Verkehrsschutzleute gingen in Deckung, so bald sie ihn nur heranlärmen hörten. Dazu Allwetterverdeck, halbes Steuerrad und leckender Kühler. Der Preis für dieses Wunderauto hatte genau 15 Dollar betragen. Leider langte das Geld nicht, um die Gebühr für die Licence zu bezahlen, weswegen ich ohne Steuerschilder fuhr. „Take a change" sagt man hier, und danach handelte ich denn auch.

Alles ging gut, schien wenigstens so. Ueber 800 Kilometer war ich bereits durchs Land gegeistert. Ersatzreifen fand ich auf der Landstraße in solcher Fülle, daß ich bald neun Reifen im Rücksitz verstaut hatte. Mein Gasolin verdiente ich damit, daß ich in den einzelnen Garagen oder auch sonstwo beim Autowaschen half oder andere Arbeiten für einige Stunden verrichtete. Wie gesagt, so schien alles „o. k." zu sein — bis heute morgen das Unglück hereinbrach.

Ich passierte gerade eine Farm, als mich der Farmer durch Rufen und Winken zum Halten veranlaßte und fragte, welchen Preis ich verlangte, um ihn so schnell wie möglich in die 9 Meilen entfernte nächste „Town" und zurück zu fahren. „Zwei Dollar!" „All right!" Und ratternd, quietschend und kochend schoß meine Rumpelkiste aus Fords Werkstatt über die Landstraße. In der „Town" angelangt wollte ich vor dem „General Store" stoppen,als plötzlich eine andere „Car" an meiner linken Seite auffuhr (der Farmer war bereits abgesprungen) — stoppte — ein „Police" mit dem Schießeisen in der Hand auf dem Trittbrett stand: „Stop!" Klar, daß ich stoppte. Dann erfuhr ich, daß man zwei Banditen suche und — ein vielsagender Blick des Polizisten über mein Vehikel und meine übrige Aufmachung — und ich fühlte mich veranlaßt, lustig loszulachen — zog, freudig über diesen Witz des pflichteifrigen Hüters der Ordnung grinsend, meine Legitimation hervor, als er plötzlich um meinen Ford schwenkte: „Wo sind die Steuerplatten?" Mir blieb das Lachen weg: Teufel, das kostet Geld!...

Eine Minute später standen wir im „General Store", dessen Inhaber zugleich den „J. P." (Justice of Peace — Friedenrichter) vorstellend, auf dem Ladentische saß, mit den Beinen baumelte, rauchte, spuckte und sich mit einigen Farmern und Cowboys unterhielt. Man hatte durch das Fenster meine „Verhaftung" beobachtet. Einige aufklärende Worte des Polizisten und ich erlebte die merkwürdigste Gerichtsverhandlung, die ich bisher gesehen habe: Ohne seinen Sitz aufzugeben, mit der linken Hand ein Streichholz für meine Pfeife anbietend, fischte der J. P. mit der rechten unter dem Ladentisch eine Bibel hervor (mit Pfeife zwischen den Zähnen): „I open the court in the name of the king." — „Ich eröffnet die Gerichtssitzung im Namen der Königs." Ich küßte die Bibel, machte meine Aussage — und war im selben Augenblick zu 2 Dollars Strafe und 1 Dollar Kosten verurteilt... Barzahlung, bitte. Oder brummen....

Noch stand ich, ziemlich benommen von der ganzen Plötzlichkeit der Geschehnisse und mir krampfhaft den Schädel nach einem Rettungsgedanken zermartend, mitten im Laden und starrte in die dämlichen Visagen der Cowboys und Farmer, als mich der Polizist mit den Worten: „Listen, old boy", auf die Schulter klopfte, daß ich bald in die Knie sackte, um mir dann breit und grinsend zu erklären, daß er mich sofort wieder verhaften würde, sobald ich auch nur einen Meter führe, ohne vorher eine Steuerplatte am Wagen bezw. das Geld dafür eingezahlt zu haben... Das war eine geradezu diabolische Gemeinheit aber was blieb mir dagegen zu tun?... Und nun tat ich etwas, das in Deutschland, vor einem deutschen Gericht, gegenüber einem deutschen Richter, Schiedsrichter oder sonst einer Person, sofern sie sich nur halbwegs amtliche Autorität zulegt, geradezu als Staatsverbrechen angesehen worden wäre: Ich offerierte zurz entschlossen dem „J. P." meinen Ford: „How much do you want?" Wieviel wollen Sie dafür haben?" „Fifteen dollar" (Fünfzehn Dollar). „O. k." — und der Handel war abgeschlossen... Ich bezahlte meine drei Dollar Strafe und Kosten, nahm mein Bündel unter den Arm und sitze nun mit den restlichen zwölf Dollar in der Tasche am Straßenrande, wo ich denn auch, zum größten Vergnügen der vor dem „Hotel" herumlungernden Farmer, Cowboys und anderer behäbiger Spießerindividuen, diese Zeilen zusammenschreibe...

Rätsel-Ecke

Gedankentraining „Gaudeamus igitur"



Welche fünf Fehler oder Unwahrscheinlichkeiten enthält dieses Studentenbild?

Auflösung des Kreuzworträtsels

Von links nach rechts: 2. Aha, 4. Verdi, 5. rot, 6. eng, 8. Po, 9. Nil, 11. Gamma, 13. Eisen, 16. Dur, 17. Lid, 18. Tinte, 21. Welle, 23. Udo, 24. tot, 25. Lot, 26. Perle, 28. Rue. — Von oben nach unten: 1. Ohr, 2. Aetna, 3. Adele, 5. Rom, 7. Gas, 8. Paris, 10. Kelle, 11. Gut, 12. Met, 14. Ire, 15. nie, 19. Rot, 20. Euter, 21. Wolle, 22. Lit, 27. Rum

Wascht das Obst!

Eigentlich sollte sich die Mahnung „Wascht das Obst“ erübrigen, denn für viele wird es eine Selbstverständlichkeit sein, Obst vor dem Genuß zu säubern. Dennoch kann man es oft genug sehen, daß Leute mit ihrer Tüte durch die Straßen gehen und die Kirschen daraus verzehren, es also nicht abwarten können, bis sie die Möglichkeit haben, die Früchte zu waschen. Ganz abgesehen davon, ist auch mit dem sofortigen Verzehren des Obstes auf der Straße die Gefahr verbunden, glitschige Obstkerne auf den Boden zu werfen, so daß das eilige Verzehren nicht nur den Genießenden, sondern auch ihren Mitmenschen eine Gefahr bringen kann. Bakteriologische Untersuchungen an verschiedenen Obstsorten, wie solche an den Verkaufsständen in den Straßen feilgeboten werden, haben ergeben, daß das sterilisierte Wasser, mit dem die Früchte gewaschen wurden, eine ganze Blütenlese von Bakterien enthielt, unter denen sich einige recht gefährliche befanden. Die Zahl schwankte je nach dem Reinlichkeitsgrad der Früchte zwischen 68 000 und 3 200 000 Keimen im Kubikzentimeter. Beim zweiten Waschen ergaben sich noch 7000 und 120 000 Keime und nach dem dritten Reinigen immer noch zwischen 3000 und 7000 Keime. Diese Zahlen zeigen, wie notwendig es ist, das Obst vor dem Genuß gründlich mit Wasser zu reinigen.

Weibsteufel

In dem Bukarester Stadtteil Colentina wurde eine aus Siebenbürgen stammende Ungarin Maria Nagy von der Polizei verhaftet, weil sie ihren Mann länger als ein Jahr in einem Käfig gefangen gehalten und unmenschlich gequält hat. Nagy, der von Beruf Maurer war, wurde vor zwei Jahren infolge einer starken Erkältung arbeitsunfähig. Eine Gliederlähmung fesselte ihn schließlich ganz ans Bett. Seine Frau ging nun mit einem Untermieter ein Liebesverhältnis ein, das sie dem Kranken nicht einmal verheimlichte. Als Nagy eines Tages Einspruch erhob, wurde er von seiner Frau und ihrem Liebhaber so furchtbar geschlagen, daß er taub wurde. Schließlich sperrte das bestialische Weib den Mann in einen von ihrem Liebhaber hergestellten Käfig ein, wo sie ihn im buchstäblichen Sinne des Wortes lebendig verfaulen ließen. Fast dreizehn Monate lang lag der Kranke in seinem Verließ, Nahrung bekam er selten, um so mehr aber Prügel. Erst als die Polizei durch eine Anzeige auf die Vorgänge in der Wohnung Nagys aufmerksam wurde, konnte der unglückliche Mann, in Lumpen gehüllt, von Ungeziefer zerfressen und halb vertiert und verhungert aus seinem furchtbaren Gefängnis befreit werden. Als die Polizei die Frau und ihren Geliebten abführte, mußte sie große Anstrengungen aufbieten, um die beiden Unmenschen vor der Lynchjustiz der empörten Menge zu schützen.

Börsenbericht

1. Dollarnotierungen:

	Privater Kurs
21. 7. bis 28. 7. 1932	8.90

2. Getreidepreise pro 100 kg

	loco Verladestation	loco Lwów	
Weizen	21.00— 21.40	23.00—23.50	vom Gut.
Weizen	20.00— 20.50	22.00—22.50	Sammelldg.
Roggen	17.50— 18. 0	19.50—20.00	einheitl.
Roggen	17.00— 17.25	19.00—19.25	Sammelldg.
Mahlgerste	14.50— 15.00	16.75—17.25	
Hafer	13.50— 14.00		
Weizenkleie	8.25— 8.50	9.00— 9.50	
Roggenkleie		9.00— 9.50	

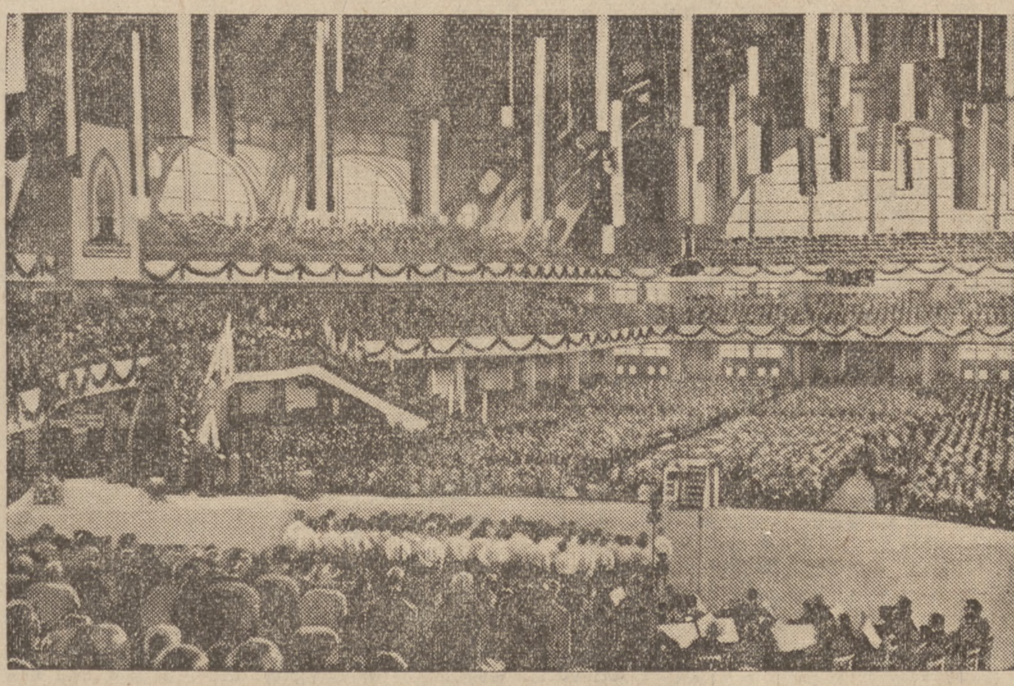
3. Molkereiprodukte und Eier im Großverkauf:

	Butter Block	Butter Kleinpackung	Sahne 24%	Milch	Eier Schock
22. bis 25. 7. 32	3.40	3.60	1.20	0.22	3.80
26. bis 27. 7. 32	3.20	3.40	1.00	0.18	3.80
28. 7. 32.	—	3.20	1.00	0.18	3.90

(Mitgeteilt vom Verbande deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Polen, Spół. z ogr. odp. Lwów, ul. Chorążczyzna 12.)

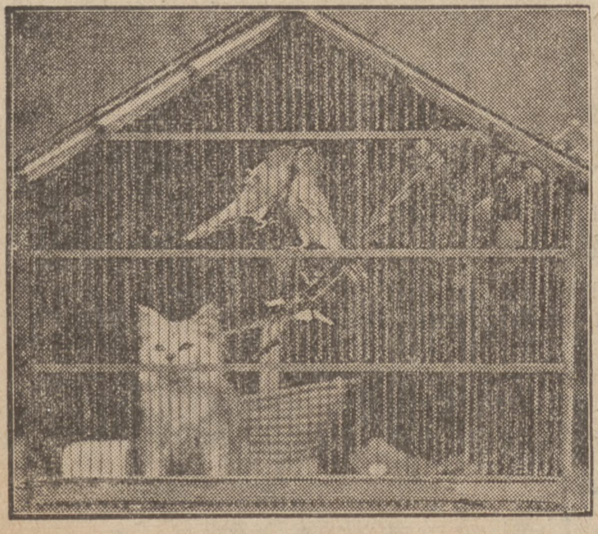
Verantwortlicher Schriftleiter: Jaques Keiper, Lemberg. Verlag: „Dom“, Verlagsgesellschaft m. b. (Sp. z ogr. odp.) Lwów (Lemberg), Zielona 11. Druck „Vita“ nakład drukarski, Spółka z ogr. odp. Katowice, ul. Kościuszki 29.

Bilder der Woche



Die deutschen Sänger in Frankfurt a. M.

Uebersichtsbild von der „Volksdeutschen Weihestunde" in der Festhalle. Der zweite Tag des Deutschen Sängerbundfestes in Frankfurt a. M. brachte eine Feier in der historischen Paulskirche und eine Volksdeutsche Weihestunde in der Festhalle.



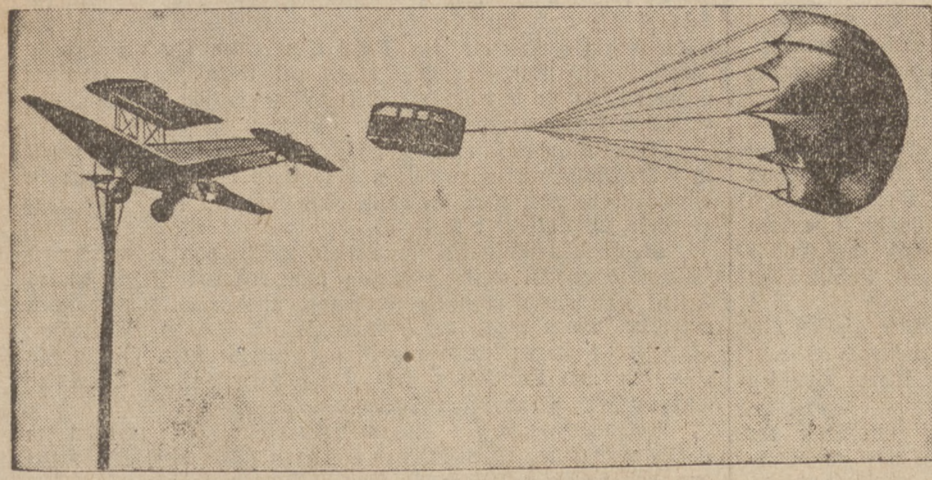
Eine Meisterleistung der Dressur

wurde auf einer Katzen- und Vogelschutzausstellung im Berlin Zoologischen Garten gezeigt: im Käfig eines Wellensittich-Pärchens war eine Katze untergebracht, die den Vögeln nichts zuleide tat.



Der Kommandant des gesunkenen U-Bootes konnte sich retten

Der Kommandant des französischen Unterseebootes „Prometheus", das vor einigen Tagen plötzlich mit 66 Mann Besatzung unterging, Kapitän De Mesnil befand sich zur Zeit der Katastrophe auf seinem Posten im Kommandoturm des U-Bootes, eilte jedoch an Deck, als er Rufe hörte, und wurde durch eine Welle über Bord gespült, als sein Schiff zu sinken begann.



Keine Toten mehr bei Flugzeugunglücksfällen?

In Frankreich ist man mit einer Erfindung beschäftigt, die bei Flugzeugunglücken die Passagiere retten soll: bei Gefahr wird von der Gondel ein Fallschirm gelöst, der sich entfaltet und die Gondel — die im Gefahrfalle vom Rumpf gelöst werden kann — mit ihren Passagieren sicher zum Erdboden bringt.



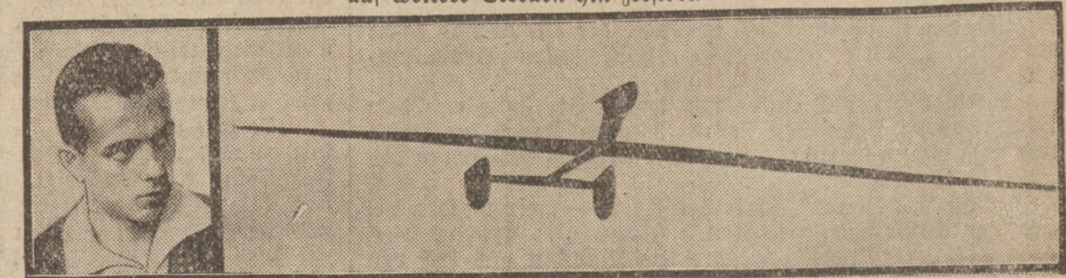
Sie haben den Davispokal zu verteidigen

Zu Verteidigung des Davispokals sind von Frankreich noch einmal die „vier Musketiere" aufgeboten worden (von links): Lacoste und Cochet für die Einzelspiele, Borotra, der „fliegende Baske", und Toto Brugnon für das Doppel.



Coney Island in Schutt und Asche

Eine riesige Feuersbrunst zerstörte den größten Vergnügungsplatz der Welt, Coney Island bei New York. 1700 Feuerwehrleute, viele Löschboote, ja Flugzeuge, die aus der Luft Anweisungen signalisierten, bemühten sich viele Stunden vergeblich, den Brand einzudämmen, durch den 500 Personen Rauchvergiftungen erlitten. Mehrere Häuserblocks brannten gänzlich nieder, die Badeanlagen wurden auf weitere Strecken hin zerstört.



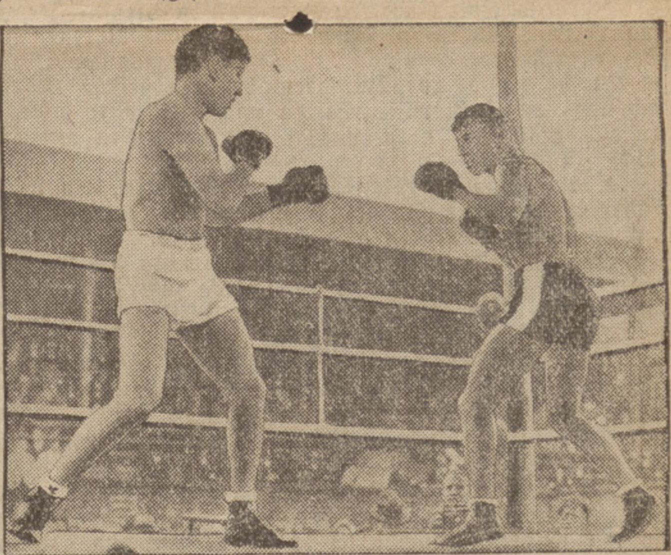
Das größte Segelflugzeug der Welt abgestürzt

Das größte Segelflugzeug der Welt, „Austria", das dem Segelflieger Kronfeld gehört, ging während eines Segelfluges in der Rhön plötzlich im Sturzflug auf die Erde nieder. Glücklicherweise konnte sich Kronfeld aus seinem Sitz befreien und mit seinem Fallschirn retten. Das Flugzeug wurde vollständig zertrümmert aufgefunden.



Ein Pilot mit 10 000 Flügen

Paul Rothe, der Chefpilot der Sächsischen Fliegerschule Aero-Expreß in Leipzig-Mockau, hat jetzt seinen 10 000. Flug zurückgelegt. Sämtliche Flüge führte er ohne den geringsteu Bruch aus.



Um die Europameisterschaft im Leichtgewicht

Ein Bild von den Kampf zwischen dem Holländer von Klaveren (rechts) und dem Italiener Locatelli, der in Rotterdam ausgetragen wurde. Den Sieg und damit die Europa-Meisterschaft im Leichtgewicht vermochte der Italiener zu erringen.



Vormarsch einer Trägerkolonne im Himalaya-Gebiet

Dieses Bild, das von der deutschen Himalaya-Expedition im Jahre 1930 stammt, gibt einen Eindruck von dem gewaltigen Panorama der riesigen Eisgipfel ringsum.

Der Kranz

Von Desider Kosztolanyi.

I.

Um halb elf vormittags, als sonst niemand zu Hause war, wurde geschellt. Kathi öffnete die Tür.

Ein bebrillter, untersetzter Mann betrat das Vorzimmer. Er trug einen Melonenhut und einen gelblichgrünen Ueberzieher. Er sah sich um und fragte:

„Sind Sie die Kathi Török?“

„Ja, die bin ich“ — sagte das Mädchen und legte das Staubtuch hin.

„Ich komme von Biatorbagy“ — sagte der Besucher.

Das Mädchen starrte den Fremden an. Es war ihm anzusehen, daß er ein Herr sei. Er sprach sehr gewählt, sehr fein.

Als er auch auf ihre Mutter zu sprechen kam, führte sie ihn in die Küche, wie sie das bei Landsleuten zu tun pflegte. Sie lud ihn zum Sitzen ein.

„Danke“, sagte der Herr und setzte sich nicht. — „Ich muß mit dem Mittagszug wieder zurückfahren. Zu Hause ist ein Unglück passiert, Kathi. Ihr Vater ist gestern abend gestorben.“

„Ah!“ schrie das Mädchen auf und griff sich ans Herz. Kathi setzte sich vor den Küchenschrank. Sie weinte wie ein Platzregen.

Die Nachricht war nicht unerwartet gekommen. Ihr Vater kränkelte seit drei Jahren, er litt an Auszehrung, sie erwarteten schon seit langem seinen Tod.

Dennoch krampfte sich von dem, was sie vernahm, ihr Herz zusammen.

„Weinen Sie nicht“ — beschwichtigte der Herr sie. — „Dem armen Onkel Istvan geht es jetzt schon gut. Er hat viel gelitten, Gott hat ihn zu sich genommen. Weinen Sie nicht, mein Kind. Sie sollen beide nach Hause kommen. Sie und auch die Bärbel. Das läßt Ihnen die Tante Julie sagen“ — so hieß die Mutter — „Und Sie sollen ihr Geld schicken. Das läßt sie Ihnen sagen; sie hat zu Hause überhaupt kein Geld. Braucht etwas für den Sarg. Ich fahre um zwölf Uhr zwanzig zurück.“

Die Töröks waren sehr arm: der alte Vater lag seit Jahren im Bett, konnte nicht arbeiten. Deshalb waren die Mädchen in Dienst gegangen.

„Was kostet ein Sarg?“ fragte das Mädchen aufschnupfend.

„Das weiß ich nicht“ — brummte der Mann und zuckte die Achsel. „Tante Julie hat gesagt, Sie sollen ihr vierhundert Dinar schicken.“

Kathi lief ins Dienstbotenzimmer. Sie holte aus dem Schrank ihren Lohn, den sie vor einigen Tagen bekommen und noch nicht angerührt hatte. Sie übergab dem Herrn das Geld.

„Gott mit Ihnen“, sagte der Herr — „wir werden die Sache zu Hause schon erledigen.“

„Gott mit Ihnen“ — sagte das Mädchen und ließ den Besucher aus der Wohnung.

II.

Erst jetzt wurde Kathi wirklich vom Kummer gepackt. Sie jammerte, lamentierte. Im Stockwerk wußten sehr bald alle von dem Trauerfall.

Kathi war bei einem Rechtsanwalt in Dienst. Sie ging ins Bureau, um ihrer Schwester zu telephonieren. Ihre Schwester diente ebenfalls bei einem Rechtsanwalt. Das war nicht darauf zurückzuführen, daß die beiden Mädchen sich von den Rechtswissenschaften und der Justiz besonders angezogen fühlten, aber es gibt eben im Leben manchmal solche Zufälle.

Kaum hatte sie ihre Schwester angerufen, als sie am anderen Ende des Drahtes ein ähnliches Jammern vernahm, wie sie es vorhin unterbrochen hatte.

Eine Stunde später war Bärbel bereits bei ihr. Sie hatte Urlaub bekommen, um nach Hause zum Begräbnis zu fahren. Die beiden aßen zusammen zu Mittag, wortlos. Sie hatten den Vater sehr gerne gehabt.

Nach dem Essen zogen sie los, um zwei schwarze Blusen und zwei schwarze Hüte zu kaufen. Bärbel hatte noch ihren Lohn, Kathi ließ sich vierhundert Dinare Vorschuß geben, den Lohn für den nächsten Monat. Davon langte es für alles.

Sie kauften sogar einen Kranz, aus bunten Stoffblumen, mit einer weißen Schleife. Auf die Schleife ließen sie mit goldenen Buchstaben schreiben: Unserem geliebten Vater — Kathi, Bärbel.

III.

Tags darauf saßen sie bereits um zehn Uhr im Zug, den Kranz auf den Knien.

„Wohin, Mädels“ — fragten die Mitreisenden, Leute aus dem Dorf.

„Nach Hause.“

„Was tut ihr dort?“

„Unser Vater ist gestorben.“

Die Leute schwiegen. Die Männer rauchten ihre Pfeife. Nach einer Pause fragten sie:

„Euer Vater?“

„Ja.“

„Wann?“

„Vorgestern abend.“

„Wir haben nichts davon gehört“ erklärten sie nachdenklich.

Eine ältere Frau beteuerte ebenfalls:

„Gestern abend war eure Mutter bei uns, aber sie hat nichts gesagt.“

IV.

Die beiden Schwestern eilten beunruhigt auf der Hauptstraße dahin. Die Eltern wohnten neben der Schmiedewerkstatt.

Die Mutter stand auf dem Hof, vor der Hühnersteige, streute aus einem Trog den Hühnern Futter. Sie riß vor Erstaunen den Mund auf. Die beiden Mädchen kamen vom Scheitel bis zur Sohle in Schwarz, den Kranz hoch haltend, damit die lange Schleife nicht in den Morast hänge. Sie riß den Mund auf. Erstarrte zu einer Salzsäule.

„Euer Vater ist nicht gestorben“ — sagte sie kopfschüttelnd. „Er ist noch nicht gestorben. Er lebt noch.“

Allmählich wurde die Sache geklärt.

Der untersetzte Mann mit der Brille, der einen Melonenhut und einen gelblichgrünen Ueberzieher trug, war vor einer Woche im Dorf gewesen. Er hatte Tröge verkauft. Er war auch zu ihnen gekommen, hatte allerhand zusammengeschwätzt und am Abend um ein Nachtlager gebeten. Er schlief im Vorhof. Er klagte sein Leid, die Frau klagte ihr Leid, von ihr erfuhr er, wo Kathi im Dienst sei.

„Er ist ein Betrüger“, sagte Frau Török, und nickte.

„Aber er hat doch so gewählt gesprochen, Mutter“ — jammerte Kathi. „Hat so fein gesprochen.“

„Er ist trotzdem ein Betrüger“, erklärte die Mutter. — „Die Menschen sind schlecht.“

V.

Den Kranz versteckten sie im Stall. Dann gingen die Mädchen ins Zimmer zu ihrem Vater.

Der lag, wo er seit Jahren lag, neben der Wand, in einem schmalen, altersschwachen Bett.

Ans Bett tretend, sanken Kathi und Bärbel sofort über seine Hände und küßten sie: Kathi die rechte, Bärbel die linke. Beide weinten. Auch die Mutter weinte.

Der Kranke hob den vertrockneten, schmalen Bauernkopf. Er sah, daß seine Töchter in Trauerkleidung schluchzten, staunte darüber jedoch nicht sonderlich.

„Man hat sie zum Narren gehalten“ — erklärte die Frau.

Der Alte wußte auch ohne diese Erklärung alles. Er wußte auch von dem Kranz. Während die drei auf dem Hof berieten, hatte er ihn durch die offene Tür vom Bett aus erblickt.

Er bat, sie mögen ihn hereinbringen.

„Im Stall wird das Vieh ihn auffressen“ — stöhnte er besorgt.

Zwei brachten den Kranz. Dieser füllte die kleine Bauernstube bereits ganz aus. Sie legten ihn vor den Vater hin.

Es war ein herrlicher, riesiger Kranz. Der Alte bewunderte die lange, weiße Schleife, die goldenen Buchstaben, die bunten künstlichen Blumen, die nie welken. Diese gefielen ihm am besten.

„Wir werden ihn wieder verkaufen“, sagten die Mädchen verwirrt.

Aber davon wollte der Alte nichts wissen. Er ließ ihn über sein Bett hängen, an den Nagel. Eine Art festliche Freude zog in sein Herz ein, eine ungewohnte Wärme, eine Art Hochgefühl, wie er es bisher nur bei Prozessionen und Abgeordnetenwahlen empfunden hatte, wenn die Fahnen wehten und die Glocken dröhnten, die Trompeten funkelten. Er küßte gerührt seine Töchter.

Diese setzten sich zum Mittagessen. Sie aßen Quark mit Weißbrot und Kuchen mit Pflaumenmus. Und tranken auch etwas Wein dazu.

Der Alte betrachtete stumm, durchgeistigt, beinahe glücklich den Kranz über seinem Kopf...

(Aus dem Ungarischen von Stefan J. Klein.)

Mit dem Tod an Bord

Noch niemals hatten Kapitän John Robery von der „Lady Maria“ und sein Zahlmeister einen solchen Streit miteinander gehabt wie diesmal. Der alte Robery wollte nicht nachgeben und der Zahlmeister sah seinerseits nicht ein, weshalb gerade sein Standpunkt der falsche sein sollte.

„Wie oft sagte ich Ihnen schon, Kapitän“, versuchte er es ein letztesmal. „Der Mann ist der harmloseste Mensch, der mir je zwischen dem zwanzigsten Breitegrad und Aequator begegnet ist. Ein Ingenieur, der einen Posten in Mogadiscia antreten soll und den nächsten Passagierdampfer nicht abwarten will. Er ist bereit, den Kajütenpreis der ersten Klasse zu bezahlen — für unseren alten Kasten von einem Frachter geradezu eine Ehrung.“

Kapitän Robery spie seinen Priem über zwei Tische hinweg.

„Mag er meinetwegen eine Yacht mieten — auf die „Lady Maria“ kommt er mir nicht. Wir haben Ladung für Port Aden, nehmen keine Passagiere und damit basta.“ Zur Bekräftigung seiner Rede trank er sein Whiskyglas leer und rief dem Steeward nach einem zweiten. Während er seine Pfeife stopfte, begann er seine Entscheidung zu begründen.

„Es war meine dritte Fahrt zwischen Indien und Ostafrika, kam da in der letzten halben Stunde vor dem Auslaufen ein französischer Arzt, erkundigte sich, wann der nächste Dampfer nach Dar-es-Salam die Anker lichte und tat sehr bestürzt, darauf zwei Wochen warten zu sollen.

Jung wie ich war, hatte ich wenig Erfahrung, aber viel Bedürfnis nach Geld. Wir einigten uns auf den halben Preis zweiter Klasse — eine Summe, die mir gerade recht kam für die Tanzhallen in Port Aden.“

Der Kapitän unterbrach seine Erzählung und sog nachdenklich an seinem Priem.

„Nun, der Franzose machte uns keine Schwierigkeiten. Bei Tag verkroch er sich in irgendeinen windgeschützten Winkel an Deck, döste über seinen Büchern und kam uns nur zu den Mahlzeiten vor die Augen. Des Nachts schlief er wie eine Ratte, selbst der ärgste Sturm konnte ihn nicht wachrütteln. Soweit war alles in Ordnung.

Als wir die Malediven hinter uns hatten, funkte die Hafenpolizei aus Kalkutta eine dringende Depesche. Man war einem umfangreichen Opiumschwindel auf die Spur gekommen und forderte von uns Auskunft, ob wir einen verdächtigen Passagier an Bord hätten. Mein erster Gedanke galt dem Franzosen. Ich beauftragte den Steuermann, in der Kajüte des Arztes Nachschau zu halten. Atemlos kam er zu mir nach wenigen Minuten auf die Kommandobrücke, in jeder Hand ein halbes Dutzend kleiner Gläschen, fein säuberlich mit Siegellack verschlossen und mit einer dunklen Flüssigkeit voll gefüllt, die wir alle für irgendein höllisches Rauschgift hielten. Der Obermaat und der zweite Steuermann schleppten den Arzt herbei, der beim Anblick der Phiolen einen Schreckensruf ausstieß.“

„In der Hölle Namen“, brüllte er wie besessen, „lassen Sie die Hände davon, Kapitän, wenn Sie nicht Anspruch darauf haben wollen, geradewegs in die Unterwelt zu fahren. Wissen Sie, was Sie zwischen Ihren Fingern halten?“

Ein wenig verdutzt legte ich die Gläser auf den Tisch der Kommandobrücke. Der Franzose musterte mich mit vorwurfsvollen Blicken und war im übrigen wieder so ruhig, daß ich nahezu überzeugt war, einen argen Mißgriff getan zu haben.

„Sie stehen im Verdacht des Opiumschmuggels, Doktor“, sagte ich unsicher.

Der Franzose verzog spöttisch die Mundwinkel.

„Wäre harmloses Kindergetränk, wenn sie recht hätten. In den Fläschchen sind Pesterreger eingeschlossen. Zerbrechen Sie nur eines, so wird das ganze Schiff ein einziger Sarg.“

Die Mannschaft drängte vom Deck. Der Obermaat wischte sich die Finger an den Hosen, das Gesicht des Steuermanns wurde weiß wie die Haut eines Mädchens.

„Drei Monate habe ich Studien in den Pestspitälern Indiens gemacht“, ließ sich der Franzose wieder vernehmen. „Jetzt bin ich mit den Ergebnissen meiner Forschungen auf der Heimreise. Euer Vorwitz hätte euch das Leben kosten können.“

Ueberflüssig zu betonen, daß von diesem Tage an keiner mehr mit dem Arzt einen flüchtigen Gruß tauschen wollte. Er war das Gespenst der „Lady Maria“, der Mann, in dessen Kajüte der tausendfache Tod lauerte. Gerüchte liefen durch die Mannschaft, daß er nicht nur die Pest, sondern auch die Lepra, das gelbe Fieber, die Malaria und weiß der Teufel, was noch für Krankheiten in seinen Koffern mit sich schleppe. Kaum, daß der Steuermann die Jungens beruhigen konnte.

Als der Obermaat drei Tage später mit Fieber in seiner Koje bleiben mußte, waren die Leute nicht mehr zu halten. Am Nachmittag begegneten wir einen arabischen Segler, der Steuermann drehte ohne Order von mir bei. Eine Abordnung kam auf die Kommandobrücke und forderte, daß der Franzose die „Lady Maria“ verlasse und auf dem arabischen Frachter, der nach Aden bestimmt war, den Rest seiner Reise zurücklege.

„Soll er den Schwarzen seine Angebinde an den Hals bringen“, fluchte der Steuermann. „Wir wollen keine Stunde länger mit diesem Narren beisammen bleiben.“

Noch nie hatte ich eine Lockerung der Disziplin geduldet, aber damals gab ich gerne nach, froh, den unheimlichen Passagier loszuwerden.

Mit dem Kapitän des arabischen Seglers waren wir bald einig, mit geheimer Freude ließen wir ihm den ganzen Kajütenpreis, den der Franzose bezahlt hatte, und dankten dem Himmel, als wir ohne die verdächtigen Fläschchen unsere Fahrt fortsetzen konnten.

Ehe wir noch Dar-es-Salam erreichen, schwand das Fieber des Obermaats. Es dürfte nichts weiter als eine Störung des Klimawechsels gewesen sein. Der Franzose und seine Pestphiolen wären angesichts der Mädchen, die uns erwarteten, beinahe vollends vergessen worden, wenn uns nicht der Hafenkommissär seine Person in Erinnerung gebracht hätte.

„Donner und Blitz, Kapitän!“ fluchte er, als er davon erfuhr, der Arzt sei auf einen arabischen Segler umgestiegen, „um eine schöne Prämie haben Sie sich gebracht. Weder Pest noch Lepra hatte der geriebene Junge in seinen Gläsern, sondern Opium, reinstes Opium. Ihn durchwischen zu lassen, konnte nur einem solchen Grünling wie Ihnen passieren.“

Kapitän Robery schloß mit einem Fluch seine Erzählung.

„Und darum, Zahlmeister, keinen einzigen Passagier mehr an Bord der „Lady Maria“ — und wenn er mir sämtliche Tanzmädchen zwischen Bombey und Madras als Kajütenpreis zahlen wollte.“

Dabei blieb es und die „Lady Maria“ ging zwei Stunden darauf ohne den Ingenieur, der nach Mogadiscio wollte, unter Segel.

Ueberdruß an schönen Filmgesichtern

Die Schauspielerin von heute muß charaktervoll und klein sein. Hollywood stellt sich um.

Der lockende Beruf der Filmschauspielerin, der auf so viele Frauen aus verschiedenen Gründen eine große Anziehungskraft ausübt, ist heute nur noch den jungen Mädchen anzuraten, die wirklich schauspielerisches Talent haben. Schönheit allein tut es nicht mehr, während noch vor etwa drei Jahren ein wirklich hübsches Mädchen alle Aussicht hatte, weltberühmt zu werden. Heute aber verlangt man auch im Film eine interessante Persönlichkeit und starkes Können. Unter den Charakterdarstellerinnen haben daher auch die älteren Kräfte jetzt gute Aussichten. So ist eine der beliebtesten Künstlerinnen in Hollywood augenblicklich die auch in Deutschland bekannte Marie Dreßler, die schon sechzig Jahre alt ist. Ruth Chatterton hat die Dreißig längst überschritten, benutzt aber bei Aufnahmen keinerlei Schminke, da sie auf ihr charakteristisches Gesicht stolz ist, das ihr ihren Ruhm verschafft hat.

Joan Blondell, eine Neuyorker Bühnenkünstlerin macht in jeder Rolle, auch wenn sie noch so klein ist, Aufsehen und ist allgemein beliebt, eben weil sie ohne schön zu sein, eine ausgeprägte Persönlichkeit ist.

Die Halbrumänin Sylvia Sidney wurde von Neuyork nach Hollywood geholt, weil sie spielen kann. Dabei ist ihr ovales Gesicht sehr schwer zu photographieren, und es wird niemanden einfallen, von ihr als der schönen Sylvia Sidney zu sprechen, aber sie ist wegen ihres ergreifenden, naturechten Spiels in „Straßen und Weltstadt“ und „Eine amerikanische Tragödie“ auch in Deutschland bekanntgeworden.

Peggy Shannon gilt als künftiger Stern. Sie trat an die Stelle von Clara Bow. Peggy Shannon füllte die Lücke so gut aus, daß sie einen langen Vertrag abschließen konnte.

Rose Hobart aus Neuyork und Elissa Landi aus London gehörten beide dem Theater an, und Elissa Landi wird als bemerkenswerteste Filmbegabung der letzten zehn Jahre angesehen.

Majorie Rambeau, die schon Siebenunddreißigjährige, hat keine einzige von den Eigenschaften, die man vor den Tagen des Tonfilms als untrennbar von einer Filmschauspielerin ansah. Und dennoch bildet sie in allen Filmen, in denen sie mitwirkt, die Hauptanziehungskraft, eben weil sie eine überaus fähige Schauspielerin ist und sich auch in die kleinste Rolle hineinzuversetzen vermag. Nebenbei verfügt sie über eine bewundernswert schöne Stimme.

Noch ein anderer Gesichtspunkt ist wichtig. Kleine, zierliche Frauen haben nämlich mehr Aussicht beim Film als die Walkürengestalten oder auch nur sehr große, schlanke Figuren. Man denke an Mary Pickfords Erfolg, der zu einem Teil sicherlich auf ihrer Zierlichkeit beruht. Jedenfalls will man heute zierliche Frauen auf der Leinwand sehen, und fast alle berühmten Filmstars sind unter Durchschnittsgröße. Greta Garbo und Marion Davies sind wahre Filmriesen im Vergleich mit Norma Talmadge, Betty Balfour, Ruth Chatterton, Betty Compson. Norma Shearer und Gloria Swanson, da die beiden Genannten aber ausgesprochene Filmgesichter und eine vollendete Figur haben, konnten sie trotz ihrer Größe ihren Weg machen. Im allgemeinen indessen ist die erste Frage des Direktors: Ist sie klein?

Einer der bekanntesten Filmregisseure sagt: „Eine Filmheldin darf nicht über Durchschnittsgröße sein; Zierlichkeit ist eine unbedingte Notwendigkeit. Eine kleine Schauspielerin photographiert sich nicht nur besser, besonders bei Nahaufnahmen, sondern sie ist auch dem Publikum angenehmer, das gar zu gern den lockigen Kopf der Heldin an der männlichen Brust des Helden sieht. Wenn sie größer ist, sieht der Held nur zu oft unbedeutend neben ihr aus.“

Oft werden künstlerische Tricks angewandt, um den Mann größer und die Frau kleiner erscheinen zu lassen. So läßt man zum Beispiel in einer Liebesszene den Helden erhöht stehen.

Tatsache ist, daß heute eine Unzahl Bewerberinnen abgewiesen werden, nur weil sie zu groß sind. Sie haben dann tatsächlich keine Aussichten beim Film.